Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 287. **Donnerstag** den 9. Juni 1898. **92. Jahrgang.**

Der spanisch-amerikanische Krieg.

—ρ. Als die Nachricht von dem Kampf vor Santiago de Cuba, am Montag, in Madrid eintraf, beschloß der Senat einstimmig, den General Cervera zu beglückwünschen. Die Börse nahm die Meldung mit einer Baisse auf. Sie ist auch in diesem Falle das richtig gehende internationale Thermometer gewesen. Es ist den Spaniern am Montag nicht gut ergangen, sonst würde die Regierung nicht anstehen, Siegesdepeschen zu veröffentlichen. Sie schweigt und die amtliche Depeschen-Censur auf den Philippinen gestattet nicht, daß Versionen telegraphirt werden, die von der amtlichen abweichen. Man schweigt also, weil man etwas zu verschweigen hat.

Unterdessen treffen Nachrichten ein, welche von einem Bombardement Caimaneras, des den Eingang der Bucht von Guantanamo (östlich von Santiago) beherrschenden festen Hafenplatzes, berichten. Sie lauten:

* **New York**, 8. Juni. Ein Telegramm aus Cap Haitien meldet, dort gehe das Gerücht, daß am Dienstag früh um 5 Uhr 30 Minuten bei Caimanera eine große Schlacht geschlagen worden sei. Fünf amerikanische Kriegsschiffe hätten ein schweres Bombardement gegen die dortigen Befestigungswerke begonnen. Es sei ein förmlicher Hagel von Geschossen gewesen, der viele Gebäude innerhalb der Befestigungen zerstört habe. Die spanische Artillerie habe lebhaft geantwortet und eine Zeit lang Stand gehalten. Das Feuer der Amerikaner habe aber nicht nachgelassen, und die meisten Schüsse derselben seien wirkungsvoll gewesen. Die Spanier seien schließlich gezwungen worden, ihre Stellungen am Ufer aufzugeben und sich in die Stadt zurückzuziehen. Später seien sie auch von dort mit den Einwohnern geflohen. Der Commandant des Districts habe befohlen, Caimanera niederzubrennen, bevor es übergeben werden müsse. Die Spanier sollen einen letzten Versuch machen, die Amerikaner von der Landung abzuhalten. Nach den letzten Nachrichten hätte die Landung gestern versucht werden sollen.

Es wurde schon früher gemeldet, daß Landungen größerer Truppencontingente bei Guantanamo versucht werden sollten. Der Kampf am Dienstag hat also den Zweck gehabt, für die Landung freien Weg zu schaffen. Wie dem Londoner „Daily Chronicle" aus Washington vom 8. d. Mts. gemeldet wird, ist an diesem Tage die amerikanische Armee unter dem Commando des Generals Shafter von Tampa abgegangen. Die Armee ist 27 000 Mann stark, worunter sich 20 600 Mann Infanterie, 16 Regimenter reguläre Truppen, 11 Freiwilligen-Regimenter und ferner 5 Schwadronen Cavallerie, 4 Batterien leichte Artillerie, 2 Batterien schwere Artillerie und ein Bataillon Genie-Truppen befinden. Die Armee muß am Freitag oder Sonnabend vor Santiago eintreffen, worauf die Landung sofort versucht werden soll. Diese Meldung wird bestätigt durch den New Yorker Correspondenten der „Times", welcher hinzufügt, die in 29 Transportschiffen untergebrachten Truppen beständen durchaus aus regulärem Militair. Wir glauben nunmehr, daß ein Landungsversuch bei Guantanamo in Scene gesetzt werden wird, wo man weit weniger Widerstand als bei Santiago zu erwarten hat.

Sonst ist heute von Cuba noch zu melden, daß auf der Eisenbahnlinie zwischen Canas und Alguizar die Insurgenten beim Passiren des Zuges eine Dynamitbombe explodiren ließen, wodurch ein gepanzerter Waggon zerstört, sechs Soldaten und ein Passagier getödtet und acht Soldaten und zwei Passagiere verwundet wurden.

Aber was ist diese immerhin betrübende Nachricht gegen die Hiobsposten, die jetzt von den Philippinen in Madrid eintreffen! Wie uns von dort gemeldet wird, hatten gestern der Kriegsminister und der Marineminister eine Audienz bei der Königin-Regentin. Es heißt, der Gouverneur der Philippinen habe gemeldet, der **ganze Archipel**, mit Ausnahme der Bisayas-Insel, sei im **Aufruhr**. Der Gouverneur habe sich **in den befestigten Theil der Stadt Manila zurückgezogen**, um Aguinaldo von dort aus Widerstand leisten zu können. Die amtliche Depesche aus Manila, welche der Kriegsminister gestern dem Ministerpräsidenten vorgelegt hat und die nicht veröffentlicht werden sollte, lautet nach der „Agence Fabra":

„Die **Lage ist sehr ernst**. Aguinaldo ist es gelungen, das Land für einen bestimmten Tag zum **Aufstand** zu bringen. Da die Eisenbahn- und die Telegraphenlinien abgeschnitten sind, bin ich mit allen Provinzen außer Verbindung. Die Einwohner der Provinz Cavite haben sich in Masse erhoben. **Städte und Dörfer werden beschossen** und von zahlreichen bewaffneten Banden besetzt. Eine Truppenabtheilung vertheidigt die Linie Zapote, um das Eindringen des Feindes in die Provinz Manila zu verhindern. Da der Feind aber auch über Bulacan und Laguna, sowie über Moron vordringt, **wird die Hauptstadt von der See- und der Landseite her eingeschlossen und angegriffen werden.** Ich suche den Geist der Bevölkerung zu heben und werde alle Mittel des Widerstandes erschöpfen, mißtraue aber den Eingeborenen und Freiwilligen, denn zahlreiche Desertionen sind bereits vorgekommen. **Barolor und Imus sind schon in der Gewalt des Feindes. Der Widerstand ist mächtig** und wenn ich nicht mit der Unterstützung des Landes rechnen kann, **werden die zu meiner Verfügung stehenden Streitkräfte nicht genügen, zwei Feinden die Stirn zu bieten."**

Das Telegramm ist vom 3. Juni datirt. Es hat in Madrid höchst allarmirend gewirkt, zumal da ihm die folgende Meldung auf dem Fuße folgte:

* **Madrid**, 8. Juni. **Hier ist das Gerücht verbreitet, die Garnison Manilas habe capitulirt und wolle sich lieber den Amerikanern ergeben, als von den Aufständischen hinmorden lassen.**

Weiter wird uns gemeldet:

* **Madrid**, 8. Juni. In Anbetracht der Ereignisse auf den Philippinen traten vor der gestrigen Sitzung der Deputirtenkammer die Führer der Minoritätsparteien zusammen. Sagasta forderte sie auf, im Hinblick auf den Ernst der Lage sofort das Budget zu bewilligen und die Kammer in Permanenz zu erklären. Salmeron, Romero Robledo und Barrio lehnten die Aufforderung des Ministerpräsidenten ab. — Bei der Eröffnung der gestrigen Sitzung der Deputirtenkammer drängten die Deputirten und Senatoren in den Saal. Alle Minister waren zur Stelle. Sagasta gab eine Erklärung ab, in der es heißt, das spanische Volk müsse die schlechten Nachrichten mannhaft und gefaßt aufnehmen. Die Regierung habe nach der Beschießung von Cavite drei Telegramme aus Manila erhalten. In dem ersten habe der Generalgouverneur nach der Vernichtung der spanischen Flotte versichert, er sei im Besitze genügender Vertheidigungsmittel und rechne auf die Unterstützung der Eingeborenen; in der zweiten meldet der General-Gouverneur, Aguinaldo gelinge es nicht, die Bevölkerung zur Erhebung zu bringen, die dritte Depesche sei die gestern eingegangene. Silvela und Romero Robledo (?) bieten der Regierung ihre Unterstützung an. Robledo beschuldigt das Cabinet der Unthätigkeit und sagt, man habe 39 Tage verstreichen lassen, ohne einen Entschluß zu fassen. Redner protestirt dagegen, daß event. ein unehrenhafter Friede geschlossen werde. Sagasta erwidert, die Regierung sei weder für die Ereignisse auf den Philippinen, noch für den von Cervera eingeschlagenen Weg verantwortlich. Die Regierung habe Schritte gethan, die er nicht mittheilen könne, weil es nicht patriotisch sein würde.

Diese letzte Aeußerung ist vieldeutig. Vielleicht meint Sagasta die Absendung eines Geschwaders nach den Philippinen, vielleicht einen neuen Appell an die Mächte um Vermittelung. Daß Sagasta's Haltung besonders imponirend sei, kann man nicht sagen. Er weist jede Verantwortlichkeit für den unglücklichen Gang der Dinge ab, giebt damit aber nur zu, daß die Regierung ohne jeden Einfluß auf den Kriegsplan und die Operationen der Commandeure auf dem Kriegsschauplatze ist, von denen sie über den wirklichen Stand der Dinge falsch unterrichtet und zu falschen Schlüssen und Maßregeln verleitet wird. Eigenthümlich berührt dabei die Erwähnung des von Cervera eingeschlagenen Weges in einer Weise, die anzudeuten scheint, daß man mit der Taktik des Admirals, d. h. seiner Flucht in den Hafen von Santiago, in Madrider Regierungskreisen nicht einverstanden ist.

Die von den Philippinen eingetroffenen Nachrichten zeigen die Früchte der verkehrten spanischen Politik, welche wohl einsah, daß die Aufständischen, von denen man doch wußte, daß sie den Amerikanern nicht grün sind, zum größten Theil durch die Gewährung von Reformen zu gewinnen waren, aber die Lösung dieser Frage stets lieber wieder ad calendas graecas verschob, weil das erste Erforderniß einer Verwaltungsreform das gewesen wäre, den Terrorismus der Mönchsorden zu brechen. Man sieht daraus wieder, wer in Spanien regiert. — Einige politische Persönlichkeiten haben sich über die Lage wie folgt geäußert: Der Kriegsminister sagt, der Generalgouverneur der Philippinen werde sich bis aufs Aeußerste vertheidigen. Silvela glaubt, der Augenblick sei gekommen, wo der äußerste Entschluß gefaßt werden müsse, eine der Lage gewachsene liberale Regierung zu bilden. Vega du Armijo hält die Zeit für eine Intervention der Mächte für gekommen. Morre erklärt die Meldung eines englischen Blattes über seine angebliche Stellungnahme gegen die Regierung für falsch. Lopez Dominguez meint, eine Intervention der Mächte stehe bevor, denn die Philippinenfrage interessire ganz Europa.

Das Letztere ist richtig, aber wir glauben nicht, daß die europäischen Mächte Lust und Muth dazu finden werden, Amerika ähnlich in die Zügel zu fallen, wie es nach dem letzten chinesischen Kriege Rußland, Frankreich und Deutschland mit Japan gethan haben. Diplomatische Weiterungen werden sich ja aus der Besitzergreifung der Philippinen durch Amerika zweifellos ergeben, vielleicht auch kriegerische Verwickelungen, vorläufig aber kommt es darauf an, daß bei dem revolutionairen Chaos auf den Philippinen die Angehörigen fremder Staaten nicht zu Schaden kommen. Deutschland hat in dieser Hinsicht erfreulicher Weise vorgesorgt, so daß man nichts zu befürchten braucht.

Es ist seiner Zeit unbemerkt geblieben, daß am 14. Mai die „Nordd. Allg. Ztg." mit officiösem Sperrdruck verkündete, die Nachricht, daß Viceadmiral v. Diederichs nach Manila gehen werde, sei unbegründet, in Berlin sei davon nichts bekannt, der Admiral habe keinen Auftrag erhalten. Jetzt ist derselbe, wie wir im Morgenblatte mittheilten, eingetroffen, weil die Verhältnisse auf den Philippinen von Tag zu Tag einen schlimmeren Charakter annahmen. „Kaiserin Augusta", mit dem der Admiral nach Manila abgedampft, ist unser schnellster Kreuzer; es scheint also Gefahr im Verzuge zu sein. Die „Kaiserin Augusta" trifft die beiden Kreuzer „Irene" und „Cormoran" daselbst an, sie befinden sich dort bereits seit drei Wochen zum Schutze der Deutschen und haben eine segensreiche Thätigkeit nach verschiedenen Richtungen hin scheu entfaltet. Die 961 Mann, welche sich auf den drei Kreuzern befinden (436, 365, 160), bilden schon eine stattliche maritime Streitkraft, und gestützt auf dieselbe, kann Viceadmiral v. Diederichs die deutschen Interessen nachhaltig und energisch vertreten; bis jetzt ist übrigens den Deutschen, die sich ja in ihrer großen Anzahl an Bord der Kreuzer „Irene" und „Cormoran" eingeschifft hatten, noch kein Haar gekrümmt worden; die Kanonen der drei Kreuzer werden hoffentlich Angriffe der Rebellen auf Deutsche und deutsches Eigenthum fernhalten.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. Juni.

„Die **Socialdemokraten** versuchen es abzuleugnen, daß sie die Vernichtung des Privateigenthums und eine Zerstörung des Familienlebens durch Zwangserziehung der Kinder anstreben. Und doch folgt dies einfach Alles aus ihrem Programm und ist auch aus socialdemokratischen Schriften, wie Bebel's „Frau", klar zu ersehen." Man sollte meinen, daß dieser Satz, der die Gefährlichkeit der Socialdemokratie klar kennzeichnet, einem der Regierung nahestehenden Blatte entnommen sei, aber er findet sich in der „Freisinnigen Zeitung" des Herrn **Eugen Richter**. Indem dieses Blatt in einem knappen, klaren Satze die von einer Herrschaft der Socialdemokratie drohende Gefahr darlegt, widerspricht es am besten der in fortschrittlichen Blättern immer wieder auftauchenden Behauptung von der „Mauserung" der Socialdemokratie. Denn eine Partei, die das Privateigenthum vernichten und das Familienleben zerstören, also zwei der wichtigsten Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung beseitigen will, wird man doch wohl nicht als vergleichsweise harmlos ansprechen wollen. Zum Zweiten aber legt die „Freis. Zeitung" durch diese Erklärung über die Gefährlichkeit der Socialdemokratie selbst dar, wie geradezu verbrecherisch die Haltung der freisinnigen Volkspartei gegenüber der Socialdemokratie in der gegenwärtigen Wahlbewegung ist. Es ist bekannt, daß in verschiedenen Gegenden Deutschlands, z. B. in Schleswig-Holstein, von den nationalen Parteien angeregt worden ist, die bürgerlichen Parteien möchten sich von vornherein verpflichten, wenigstens bei den Stichwahlen einander im Kampfe gegen die Socialdemokratie zu unterstützen. Diese Anregung ist unter nichtigen Vorwänden überall von der freisinnigen Volkspartei abgelehnt worden, und man muß also darauf gefaßt sein, daß in manchen Wahlkreisen die Fortschrittler den Socialdemokraten zum Siege verhelfen werden. Man wird also die Macht Derer fördern, von denen man selbst behauptet, daß sie die wichtigsten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft vernichten wollen. Was sind aber gegenüber der Zerstörung des Familienlebens und des Privateigenthums die Gegensätze, die zwischen den bürgerlichen Parteien bestehen? Man wird sich den Satz der „Freisinnigen

Feuilleton.

Bauernblut.

1] Roman in drei Büchern.

Von Gerhard von Amyntor. (Dagobert von Gerhardt.)

Nachdruck verboten.

Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem.
Robert Burns.

Erstes Buch. — Erstes Capitel.

„Barmherziger Gott! Was wird der arme William dazu sagen. Und alle Beide todt — erschlagen — beraubt?"

Der Goldschmied Wilhelm Lampert faßte seine bis zur Brusthöhe erhobenen Hände und starrte mit leerem Blicke auf die flimmernden, mit allerlei kostbaren Schmuckgegenständen angefüllten Schaukästen seines Ladens.

„Ich habe die Todtenscheine sowie die wenigen in den Taschen der beiden Leichen gefundenen Papiere für Herrn William mitgebracht", versetzte der Ueberbringer der traurigen Botschaft; „wenn Sie mir nur seine gegenwärtige Wohnung angeben wollen."

„Genthiner Straße 316. Ich denke doch, daß er dort noch wohnt; wir haben ihn fast seit drei Monaten nicht mehr gesehen; ein so fleißiger, strebsamer Assessor, wie unser William, hat nicht viel Zeit zu Besuchen. Ach, was hätten die armen Eltern für Freude an diesem Sohne gehabt, wenn ihnen die Rückkehr nach Europa beschieden gewesen wäre! Und was wird meine ahnungslose Frau dazu sagen! Aber nein — sie war nicht ahnungslos; sie sagte mir schon immer in der letzten Zeit, als gar keine Briefe mehr von Frau Tell eingingen: Gieb acht, Wilhelm, in Amerika ist etwas passirt; dies lange Schweigen ist mir verdächtig. Und ein Wunder wäre es auch nicht, fügte sie dann wohl hinzu, wenn diese Leute einmal von der Nemesis ereilt würden, denn Frau Victorine hat sich doch gar zu schlecht benommen und mein Vetter Karl — eben Ihr Herr Tell, der eigentlich Dechner hieß — muß auch ein rechter Vagabund geworden sein, daß er gar keine Sehnsucht mehr nach seinen drei Söhnen empfindet und nun schon ein Vierteljahrhundert lang da drüben umherstreicht und mit seinen Kunststücken den Leuten das Geld aus der Tasche gaukelt."

Ueber das Gesicht des Anderen, dem diese vertraulichen Mittheilungen gemacht wurden, flog ein Ausdruck herben Schmerzes. Er war von mittelgroßem, biegsamem, ein wenig zur Fülle neigendem Wuchse; die nachtdunklen Augen, die ihm unter scharf gezeichneten Brauen glommen, senkte er, scheinbar peinlich berührt, zur Erde. Auf seinem kurz geschorenen, dichten, schon leicht ergrauten Haare saß ein weicher Filzhut mit ungemein breiter Krempe; der großgemürfelte graue Cheviot-Anzug und die an einem Lederriemen über die Schulter hängende, mit einem Stahlbügel verschlossene Tasche verriethen den Reisenden, der thatsächlich erst vorgestern in Hamburg vom Schiffe gestiegen war.

„Sie nehmen mir meine Offenherzigkeit nicht übel, Herr Just", fuhr der Goldschmied fort, da der andere, den Blick zu Boden gesenkt, in schmerzlichem Schweigen verharrte, „Sie waren der Genosse des Herrn Tell . . ."

„Nur sein Diener, Herr Lampert, nichts weiter; freilich auch gelegentlich sein Helfer bei den Vorstellungen."

„Da werden Sie natürlich meinem Urtheil über den Verstorbenen nicht beistimmen?"

„Nein, Herr Lampert, wenigstens nicht so ganz. Auch Mrs. Tell war immer eine gütige Herrin gegen mich, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht alle die Jahre da drüben an der ungestillten Sehnsucht nach ihrem Sohne ernstlich gekrankt hätte. Die früher so hübsche und blühende Frau war zuletzt recht welk und häßlich geworden; Sie würden sie kaum wieder erkannt haben."

„Warum kehrte sie dann nicht zu ihrem Sohn zurück, den sie uns als kaum zweijährigen Buben zu seinen beiden Stiefbrüdern hierher auf den Hals geschickt hatte? Ist so etwas schon dagewesen? Den ganzen Kindersegen dieses Herrn Tell, richtiger Dechner, haben wir aufgezogen! Eine Mutter hätte sich nicht so leicht von ihrem Sohne trennen dürfen."

„Sie war an den Gatten gebunden und dieser wollte von einer Rückkehr nach dem Vaterlande nichts mehr wissen; das arme Kind aber wäre bei dem unsteten Umherwandern der Eltern an Leib und Seele zu Grunde gegangen. Ich selbst habe ihr zugeredet, die sich damals bietende Gelegenheit zu benutzen und den kleinen William nach Europa in geordnete Verhältnisse zu schicken. Ach, es mag ihr schwer genug geworden sein; die arme Frau hat so wie so unter dem rauhen und unversöhnlichen Wesen des Mannes wohl Manches zu erdulden gehabt."

„Sie hat es nicht anders verdient, das heißt, ich rede hier als kurzsichtiger Mensch und urtheile nach dem Scheine", verbesserte sich der Goldschmied, indem er seine scharf erhobene Stimme zu einem sanfteren Tone herabmäßigte. „Ich bin ein Christ, mein lieber Herr Just, und will meinen Nächsten nicht verdammen; der liebe Gott allein sieht in die Herzen und kennt die Beweggründe unserer Thaten. Meine Frau aber, die mit den Verhältnissen sehr genau bekannt war, meint, so scandalös, wie ihres Vetters Gattin, habe sich eine junge Ehefrau und Mutter noch nie in dieser großen Stadt benommen."

„Ich weiß nicht recht, was man meiner armen Herrin eigentlich zum Vorwurfe machte; ich erinnere mich nur, daß sie mir einmal zuraunte — es war auf einer unserer letzten Reisen westlich vom Mississippi, und sie weinte damals heimlich sehr viel —: „Just, wenn Sie Europa noch einmal wiedersehen und dort etwas Schlechtes von mir hören sollten, dann glauben Sie nur ein Viertel davon und vertheidigen Sie mich; ich war besser als mein Ruf.'" So sagte sie zu mir, und, Herr Lampert, ich habe die Menschen kennen gelernt: in den Augen der armen Frau war ein Etwas, das mich an ihren Worten nicht zweifeln ließ."

„Sie sind ein brauer Mann, Herr Just, und treten für die ein, mit der Sie jahrelang gute und schlimme Stunden getheilt haben. Das ist nur in der Ordnung; meine Frau freilich wird sich nicht so leicht von ihrer Meinung abdringen lassen."

Friedrich Just seufzte zu dieser Bemerkung; dann nickte er langsam mit dem Kopfe und brummte unter seiner glattrasirten, aber durch feine dunkle Bartwurzeln bläulich angehauchten Oberlippe hervor: „Das sogenannte schwache Geschlecht ist immer am stärksten in der Verurtheilung unglücklicher Frauen." Und wieder in einen geschäftsmäßigen Ton übergehend, fuhr er mit seiner etwas hohen Stimme fort: „Sie sprachen von drei Söhnen des Herrn Tell; ich kenne nur den einen, Herrn William."

„Die beiden Brüder Dechner sind Söhne aus Tell's erster Ehe; sie leben ebenfalls hier. Sie wissen doch, daß Mr. Tell eigentlich Dechner, Karl Dechner, hieß; er ging schon einmal als junger Mann nach Amerika und machte dort seine Kunststücke in den Schaubuden. Er mußte damit ein schönes Geld zusammengebracht haben; denn eines Tages kam er hier wieder mit einer Frau an und äußerte die Absicht, fortan als Rentner bei uns zu bleiben. Seine Gattin schenkte bald darauf Zwillingen das Leben, starb aber leider im Wochenbette. Er geberdete sich erst wie toll; er schien sich in Schmerz und Verzweiflung ganz auflösen zu wollen; doch schon nach wenigen Wochen erklärte er uns, er hielte es nicht länger mehr aus, er müßte wieder reisen. Gegen alle Einreden meiner Frau blieb er taub; er beschwor uns, wir möchten uns der Zwillinge annehmen und sie so aufziehen, als wenn es unsere eigenen Kinder wären. Mit Eifer griff meine Frau zu; wir haben niemals Elternfreuden genossen, und sie nahm daher nur gar zu gern die Kinder in unser Haus; auch redete sie nun Herrn Dechner selber zu, sein wild aufgewühltes Herz durch eine größere Reise wieder zur Ruhe zu bringen. Das Kostgeld, das er uns anbot, lehnte ich natürlich ab; wir hatten, Gott sei Dank, so viel, daß wir die beiden Buben aus eigenen Mitteln noch sättigen konnten. So reiste er denn ab und ließ lange Zeit gar nichts von sich hören. Erst nach drei Jahren kam er plötzlich wieder zurück und brachte seine zweite Frau mit, Victorine, eine geborene Albin, die er in Canada geheirathet hatte. Diese Frau — nun, Sie haben sie ja lange genug gekannt — war eine sehr hübsche Erscheinung, sie hatte französisches Blut in den Adern und der Blick ihrer schwarzen feurigen Augen hatte es uns Allen erst angethan. Das Pärchen fing an, hier eine Art Haus zu machen; sie empfingen Gäste aus den gebildeten Gesellschaftskreisen, denen der Hausherr dann und wann ein Kunststück zum Besten gab und denen die frische und natürliche Liebenswürdigkeit der jungen Hausfrau außerordentlich gefiel. Das ging so an die zwei Jahre fort, bis auf einmal das Verhältniß der Gatten getrübt erschien. War es, weil Frau Victorine dem Gemahl keine Kinder schenkte oder weil sie ihm Grund zur Eifersucht gab? Ich weiß es nicht. Eines Tages erfuhren wir, daß sie ein Verhältniß mit einem jungen Ulanenofficier hätte. Wir waren empört und zogen uns von ihr und ihrem Gatten gänzlich zurück. Ich hatte auch gegen den Letzteren ein Vorurtheil, weil er sich um seine Zwillinge, die immer noch bei uns waren, gar nicht mehr kümmerte; in einer Hinsicht war das freilich recht erwünscht, denn meine Frau hätte die beiden Jungen gutwillig auch nicht mehr hergegeben, sie hatte sich schon förmlich in sie vernarrt. Daß er übrigens, als er bald darauf zum zweiten Male nach Amerika gegangen war und seine Frau, die Ursache dieses jähen Entschlusses, dahin mitgenommen hatte, seinen ehrlichen Namen ablegte und sich drüben nur noch William Tell nannte, das schien mein Vorurtheil nur zu rechtfertigen — hatte er vielleicht etwas zu verheimlichen? Hatte er sich seines Familiennamens zu schämen?"

„Gestatten Sie, Herr Lampert", unterbrach Friedrich Just den gesprächigen Goldschmied, „das hatte wohl einen anderen Grund. Mein Herr trieb drüben eine Zeit lang auch das Geschäft eines Kunstschützen und da sollte ihm wohl der Name William Tell als Reclame dienen."

„Nun, das mag ja sein; mir aber hat dieser abenteuerliche Namenswechsel nie gefallen und die traurige Folge ist auch nicht ausgeblieben: drei Söhne eines und desselben Vaters, die Zwillinge erster Ehe und der drüben ihm von Victorine endlich geschenkte Sohn William, tragen jetzt verschiedene Familiennamen und sind einander so entfremdet, daß sie bei jeder zufälligen Begegnung sich absichtlich den Rücken kehren."

SLUB
Wir führen Wissen.